

Inhalt

TATJANA PETZER, SYLVIA SASSE, FRANZISKA THUN-HOHENSTEIN, SANDRO ZANETTI Einleitung.....	7
STEFAN WILLER »numina = nomina« Zur Lehre von den Götternamen um 1900	17
MARTIN TREML Philologie des Namens aus dem Geist des deutschen Judentums Ludwig Traubes Geschichte der christlichen Kürzung	31
GERNOT KAMECKE Poetologie der Namen Zur Metaphysik der Onomastik bei Proust und Mallarmé	51
MICHAEL HAGEMEISTER <i>Imjaslavie – imjadejstvie</i> Namensmystik und Namensmagie in Rußland (1900–1930)	77
MIRJAM GOLLER Mathematik, Musik, Mensch und Mythos in Aleksej Losevs Konzept des Namens.....	99
TATJANA PETZER Pavel und Aleksej, Narren um Christi willen Zur psychophysischen Wirksamkeit von Namen bei Pavel A. Florenskij	121
FRANZISKA THUN-HOHENSTEIN »Dem neuen Namen Ebenbild sein« Andrej Platonovs Poetik des Namens und der frühsowjetische Namenskult	143

ANDREAS B. KILCHER Verwandlung der Namen Namenspolitik in der jüdischen Moderne zwischen Liberalismus und Nationalismus.....	165
ELKE DUBBELS »Name ist nicht [...] Schall und Rauch, sondern Wort und Feuer« Sprachtheorie als Namenstheorie bei Franz Rosenzweig und Gershom Scholem.....	185
SANDRO ZANETTI 1919 Margarete Susman und die Politik des Namens	209
FRANK RUDA Was ist ein Marxist? Lenins Wiederherstellung der Wahrheit des Namens.....	225
ERIK PORATH Zwischen Lebenden und Toten, zwischen Assoziation und Vergessen Das Subjekt und sein Name	243
ELISABETH STROWICK »Sprödes Material« Darstellung und »Mißbrauch« des Namens bei Freud	261
THOMAS SCHESTAG »das kind beim rechten namen nennen« ... Goethe ... Auerbach ... Homer	273
Zu den Autorinnen und Autoren	295
Index	299

Einleitung

TATJANA PETZER, SYLVIA SASSE, FRANZISKA THUN-HOHNENSTEIN,
SANDRO ZANETTI

Daß jedes Ding von Natur aus seine richtige Benennung habe, ist spätestens seit den Streitgesprächen in Platons *Kratylos* Voraussetzung und Kennzeichen eines Sprachdenkens, das von einer natürlich motivierten und unmittelbaren Beziehung zwischen Name und Ding ausgeht. Eine nach einem solchen Sprachdenken modellierte Namenskonzeption behauptet explizit oder implizit, daß der Name im Ding schon vorhanden sei, daß er nur noch gefunden und extrahiert werden müsse. In einem solchen Verständnis gibt es so etwas wie einen ›richtigen‹ und ›wahren‹ Namen, und »Namensänderungen sind durch Wesens- und Zustandsänderungen« motiviert.¹ Andere mythische sowie auch religiös motivierte Namenskonzeptionen scheinen dagegen in eine etwas andere Richtung zu zielen. Hier ist es eher der Name, der das Ding, die Person oder die Sache prägt oder gar hervorbringt. Mit dem Nennen des Namens geht das Schaffen des Benannten unmittelbar einher.²

In beiden Konzeptionen kennzeichnet der Name aber eine mit bestimmten Wirkungen und Energien assoziierte Dimension der Sprache, die das Verhältnis von Name und Benanntem unmittelbar betrifft und zwischen beiden eine unauflösbare Intensität herstellt. Beide Konzeptionen widersprechen deshalb auch dem Primat begrifflicher Verallgemeinerbarkeit von Sachverhalten als Grundlage sprachlicher Welterschließung, der Behauptung der Willkürlichkeit im Verhältnis von Signifikant und Signifikat sowie schließlich der Annahme einer vollständigen Übersetzbarkeit von Namen in propositionale Gehalte.

Giorgio Agamben sieht diese Sonderstellung des Namens bereits in der Philosophie des Antisthenes ausformuliert:

¹ Vgl. Erika Greber, »Mythos – Name – Pronomen. Der literarische Werktitel als metatextueller Indikator«, in: Wiener Slawistischer Almanach 30 (1992), S. 99–152, hier S. 103.

² Vgl. z. B. Jurij Lotman und Boris Uspenskij, »Mythos – Name – Kultur« (1973), in: *Semiotica Sovietica: sowjetische Arbeiten der Moskauer und Tartuer Schule zu sekundären modellbildenden Zeichensystemen (1962–1973)*, hg. und eingeleitet von Karl Eimermacher, aus dem Russischen übers. von Adelheid Schramm-Meindl u. a., Aachen: Rader 1986, S. 881–907; Vladimir Toporov, »Imena«, in: *Mify narodov mira*, hg. v. Sergej Tokarev, Bd. 1, Moskva: Sovetskaja ěnciklopedija 1980, S. 508–510.

Für den, der über das Unsagbare nachdenkt, ist die Beobachtung lehrreich, daß die Sprache das, wovon man nicht sprechen kann, gleichwohl vollständig benennen kann. Die antike Philosophie schied darum sorgfältig die Ebene des Namens (*onoma*) von der der Rede (*logos*) und hielt die Entdeckung dieses Unterschieds für so wichtig, daß sie das Verdienst dafür Platon zuschrieb. In Wirklichkeit war sie schon früher erfolgt: es war Antisthenes, der als erster bemerkt hat, daß es für die einfachen und ersten Substanzen keinen Logos, sondern nur Namen geben kann. Unsagbar ist dieser Auffassung zufolge nicht das, was in keiner Weise von der Sprache bezeugt wird, sondern das, was in ihr nur benannt werden kann. Sagbar dagegen ist das, wovon man in begrifflicher Rede sprechen kann, auch wenn dafür, unter Umständen, der Name fehlt. Die Unterscheidung zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren verläuft im Innern der Sprache und teilt sie wie ein schmaler Grat mit beiderseits steil abfallenden Wänden.³

Offenbar erfolgt Agambens Rückgriff auf Antisthenes jedoch nicht losgelöst von den sprachphilosophischen Erwägungen Walter Benjamins, der in den letzten Jahrzehnten – im Zuge der diversen kritischen Würdigungen und Fortführungen der Sprechakttheorie – zu einem Gewährsmann für anspruchsvolle Theoriebildung rund um das sprachphilosophische Phänomen – um nicht zu sagen: Skandalon – des Namens avancierte. Das wird spätestens an der Stelle deutlich, an der Agamben den Namen als Prinzip der Sprache bestimmt. Benjamin: »Der Name hat im Bereich der Sprache einzig diesen Sinn und diese unvergleichlich hohe Bedeutung: daß er das innerste Wesen der Sprache selbst ist.«⁴ Agamben nimmt diesen Gedanken auf, indem er den Namen – nun in seiner näher spezifizierten Unsagbarkeit: nämlich derjenigen, die sich in der Logik des Satzes nicht auflösen läßt und in diesem Sinne das im Namen Benannte unsagbar läßt – ebenfalls zum Prinzip der Sprache erklärt. Dabei scheut Agamben sich nicht, das Prinzip dieser Unsagbarkeit »Namen Gottes« zu nennen:

Gewiß, der Name tritt in die Sätze ein, aber das, was diese *sagen*, fällt nicht mit dem zusammen, wonach der Name *gerufen* hat. Wörterbücher und die unermüdliche Arbeit der Wissenschaft mögen jedem Namen eine Definition zur Seite stellen: doch was sich auf diese Weise sagen läßt, wird nur unter der Voraussetzung des Namens gesagt. Die gesamte Sprache beruht so auf einem einzigen Namen, der als solcher unaussprechlich ist: dem Namen Gottes. In allen Sätzen enthalten, bleibt er in jedem Satz notwendig ungesagt.⁵

³ Giorgio Agamben, »Idee des Namens« (1985), in: ders., *Idee der Prosa*, aus dem Italienischen von Dagmar Leupold und Clemens-Carl Härle, mit einem Nachwort von Reimar Klein, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003, S. 105–106, hier S. 105.

⁴ Walter Benjamin, »Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen« (1916), in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. II/1, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schwepenhäuser, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 140–157, hier S. 144.

⁵ Agamben, »Idee des Namens« (Anm. 3), S. 105–106.

Auch wenn Benjamin – mit beträchtlicher Verspätung – für die Theoriebildung der letzten Jahrzehnte als eine Art Katalysator fungierte,⁶ so stand er doch selbst, zu seiner Zeit, keineswegs allein auf weiter Flur. Sprachmagisch und religiös präfigurierte Namenskonzepte spielen in der Sprachphilosophie und Literatur der Moderne eine ungemein prominente Rolle, und dies, obwohl – oder gerade weil? – diese Konzepte in deutlichem Widerspruch zu jenen seit Ferdinand de Saussure tonangebenden Sprachtheorien stehen, die von der Konventionalität und Arbitrarität des Zeichens ausgehen.

Als besonders signifikantes Beispiel für die Verbindung von archaisierender Namensmagie und avantgardistischer Poetik können die gut erforschten programmatischen Schriften und poetischen Namensexperimente der russischen Futuristen gelten.⁷ Der Dichter erscheint hier ganz unbescheiden als Onomathet, der ›allem‹ einen neuen Namen geben will. In einem berühmten Manifest des Dichters Aleksej Kručenyč heißt es beispielsweise:

Der Künstler sah die Welt auf eine neue Weise und, wie Adam, gibt er allem einen eigenen Namen. Die Lilie ist wunderschön, aber häßlich ist das Wort ›Lilie‹, es hat sie ergriffen und ›vergewaltigt‹. Deshalb nenne ich die Lilie nun e, u, y – und die ursprüngliche Reinheit ist wiederhergestellt.⁸

Die »verfremdende Umbenennung«⁹ abgewetzter und abgetragener Wörter ist zugleich mit der Suche nach dem ursprünglichen und motivierten Namen der Dinge, einer magisch-mythischen Ursprache verbunden, in der Name und Ding noch nicht zu trennen waren. Velimir

⁶ Vgl. insbesondere Thomas Schestag, »nomos/onoma [Platon, Friedrich Schleiermacher, Walter Benjamin]«, in: ders., *Parerga*, München: Boer 1991, S. 116–159; Werner Hamacher, »Die Geste im Namen. Benjamin und Kafka«, in: ders., *Entferntes Verstehen. Studien zu Philosophie und Literatur von Kant bis Celan*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998, S. 280–323.

⁷ Kinderreime und Märchenerzählungen bilden ein weiteres Feld, auf dem sich Rudimente sprachmagischer Namenskonzepte bis auf den heutigen Tag erhalten haben. So inszeniert das Märchen vom Rumpelstilzchen über ein kombinatorisches Spiel ein kompliziertes Geflecht von Wissen, Macht und Politik des Namens: Derjenige, der den Namen kennt, hat auch Gewalt über den Namensträger. Vgl. Lutz Rörich, »Rumpelstilzchen. Vom Methodenpluralismus in der Erzählforschung«, in: *Festschrift für Robert Wildhaber zum 70. Geburtstag*, hg. von Walter Escher, Theo Gantner und Hans Trümpp, Basel: Krebs 1973, S. 567–596.

⁸ Aleksej Kručenyč, »Deklaracija slova kak takovogo« (1913), in: *Russkij futurizm. Teorija, praktika, kritika, vospominanija*, hg. von Vera Terechina, Moskva 1999, S. 44: »Художник увидел мир по-новому и, как Адам, дает всему свои имена. Лилия прекрасна, но безобразно слово лилия, захватанное и изнасилованное«. Поэтому я называю лилию е, у, ы, – и первоначальная чистота восстановлена!«; dt. Übers. S. S.

⁹ Aage A. Hansen-Löve, »Velimir Chlebnikovs Onomatopoetik. Name und Anagramm«, in: *Wiener Slawistischer Almanach 21* (1998), S. 135–223, hier S. 139.

Chlebnikov erfindet aus dieser Motivation heraus ganze Systeme von zum Teil selbst erdichteten Etymologien und Mimetologien – darunter eine Sternensprache und eine Wurzelsprache. Und selbst der Name als Wort wird – ganz im Sinne von de Saussures Anagrammstudien¹⁰ – bei Chlebnikov zum Material seiner futuristisch-archaischen Onomatopoeik. Das Wort ›Name‹ (russ. imja) wird in allen möglichen Varianten durchdekliniert, suffigiert, als Anagramm oder Palindrom verwendet.

In vielem schließen diese poetischen Experimente an jene Forschungen an, die Gérard Genette zur Grundlage seiner Studie *Mimologiken* macht, in der der Name eine zentrale Rolle spielt. Charles Nodier zitierend, zeigt Genette, wie die wissenschaftliche Suche nach dem Sprachursprung im 19. Jahrhundert unter anderem eine phonetische oder visuelle Motivierung von Namen postuliert: »Die gesprochenen Namen der Dinge sind die Nachahmung ihrer Klänge gewesen und die geschriebenen Namen der Dinge die Nachahmung ihrer Formen.«¹¹ Auch in Marcel Prousts *Recherche* entdeckt Genette, daß dessen poetische Assoziationen Ortsnamen betreffend meist vom wunderlichen Klang der Silben des Namens oder von seiner visuellen Form, seiner Schriftform, herrühren, die die Vorstellung vom Ort gleichsam infizieren.¹²

Ohne Zweifel ist der Name als philosophisches Programm, als bloßes Wort oder als diskursive Funktion einer der Schlüsselbegriffe zur Erschließung der Sprachphilosophie und Poetik der Moderne.¹³ Egal ob vom Dichter als Onomatheten, als neuem Adam, die Rede ist oder ob wir es mit einer dichterischen Anonymik und Pseudonymik, mit Konzepten der Namensmagie, der Namensmystifikation, der Namensverehrung zu tun haben – immer wird der Akzent auf eine Dynamik entweder im Innern des Namens als Zeichen oder in der Wechselbeziehung zwischen Namen, Namensgeber und Namensempfänger (Ding oder Person) gelegt.

Eine abgründigere Version adamitischen Sprechens brachte bereits Hegel zur Sprache, indem er den Akt der Benennung als Akt der Zerstörung, der Aufhebung und Transformation bestimmte:

¹⁰ Vgl. Jean Starobinski, *Wörter und Wörtern. Die Anagramme von Ferdinand de Saussure* (1971), übersetzt und eingerichtet von Henriette Beese, Frankfurt am Main-Berlin-Wien: Ullstein 1980.

¹¹ Zit. nach Gérard Genette, *Mimologiken. Reise nach Kratylien*, aus dem Französischen von Michael von Killisch-Horn, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001, S. 171.

¹² Ebd., S. 378.

¹³ Die umfassendste Untersuchung zum Verhältnis von Name und Poetik in der Moderne stammt vom Bernd Stiegler, *Die Aufgabe des Namens: Untersuchungen zur Funktion der Eigennamen in der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts*, München: Fink 1994. Vgl. zudem Gerhard Schildberg-Schroth, *Eigennamen und Literarizität*, Neumünster: Wachholtz 1995.

Die Sprache ist die höchste Macht unter den Menschen. – Adam, heißt es, gab allen Dingen (Tieren) ihren Namen. – Die Sprache ist Ertötung der sinnlichen Welt in ihrem unmittelbaren Dasein, das Aufgehobenwerden derselben zu einem Dasein, welches ein Aufruf ist, der in allen vorstellenden Wesen widerklingt.¹⁴

Das Widerklingen des Rufs »in allen vorstellenden Wesen«, das mit jeder tatsächlichen Nennung eines Namens seinen Anfang nimmt, eröffnet jedoch seinerseits einen beinahe lebendig zu nennenden Echoraum der Sprache, der dichterisch wiederum ganz wörtlich »in Anspruch« genommen werden kann: Stéphane Mallarmé hat es mit seinen Evokationen, die aus dem Nichts zu kommen und darin auch wieder zu verschwinden scheinen, getan, und Maurice Blanchot hat diese Form des dichterischen Sprechens, das sich im Echoraum der scheinotenen Schrift vollzieht, als Grundzug moderner Dichtung bestimmt.¹⁵

In ganz unterschiedlichen Feldern, über Länder- und Sprachgrenzen hinweg und mit vielfältigen Anschlußmöglichkeiten für die heutige Theoriebildung zeichnet sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, vor allem aber dann in den zehner Jahren bis zum Beginn der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts in der europäischen Moderne eine aus heutiger Perspektive ganz und gar auffällige und eigenwillige Konjunktur von Namenstheorien ab. Diese operieren allesamt mit einem sprachphilosophischen Anspruch, wobei die Besonderheit darin liegt, daß sie zum Teil gezielt, zum Teil vermutlich eher unbewußt archaisch-sprachmagische oder religiöse Diskursversatzstücke mit Elementen und Einsichten zeitgenössisch aktueller Theorien und Wissenschaften – insbesondere der Ethnologie, der Psychophysik, der Energetik und der Psychologie¹⁶ sowie der politischen Wissenschaft – amalgamieren und somit synergetische Modelle entwerfen, die sich auf überraschende Weise von ihren »Ursprüngen« emanzipieren, ohne deren Erklärungspotential aufzugeben. Darin unterscheiden sich diese Theorien denn auch deutlich von den Sprachursprungstheorien zwischen Aufklärung und Romantik.

¹⁴ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, »Philosophische Enzyklopädie für die Oberklasse«, in: ders., Nürnberger und Heidelberger Schriften, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986 (= Werke, Bd. 12), S. 9–69, hier S. 52.

¹⁵ Vgl. hierzu ausführlicher Andreas Gelhard, *Das Denken des Unmöglichen. Sprache, Tod und Inspiration in den Schriften Maurice Blanchots*, München: Fink 2005, S. 47–127, bes. S. 78–88.

¹⁶ Vgl. dazu Robert Stockhammer, *Zaubertexte. Die Wiederkehr der Magie und die Literatur 1880–1945*, Berlin: Akademie 2000. Gezeigt wird hier, daß die Konjunktur sprachmagischer und kabbalistischer Praktiken um 1900 in einem engen Zusammenhang mit dem Aufkommen neuer technischer Übertragungsmedien steht.

Die Reaktualisierung mythischer und religiöser Sprachkonzepte am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts läßt sich nur vor diesem Hintergrund der Aufnahme neuer epistemologischer Felder und der durch sie evozierten Transgressionsbewegungen angemessen analysieren. Dazu bedarf es einer Öffnung des Fragehorizonts: Welche Rolle spielt das kratyleische bzw. mythische Namensverständnis in der Literatur der Moderne? Welche Rolle spielt der Name in unterschiedlichen Religionen? In welcher Weise wird in der Philosophie und Poetik der Moderne auf religiöse Traditionen zurückgegriffen? Welche Erkenntnisse aus Physik und Psychophysik spielen bei der Konzeption einer energetischen Namenskonzeption eine Rolle? Welche kultischen Kontexte und Praktiken werden aufgerufen (Auslöschung, Namensrettung bzw. -sicherung)? Welcher Zusammenhang besteht zwischen Benennung bzw. Umbenennung und Machtausübung sowie zwischen Namen und Autorität (Paradigmenwechsel durch Umbenennung, Politisierung des Sprechens über Namen)? In wessen Namen wird gesprochen? Wie werden das Wissen und die Forschung über die Wirkung des Namens in politischen Systemen des 20. Jahrhunderts instrumentalisiert?

Pavel Florenskij zum Beispiel befindet sich mit seiner transdisziplinären Namensphilosophie zum einen in der Tradition des *imjaslavie*, der Namensverehrung und Onomatodoxie, zum anderen greift er auf Energiekonzepte aus der Physik und Sprachphilosophie zurück, die seine Thesen von der Magie des Namens untermauern sollen. Margarete Susman entwirft ein Modell des Namens, dessen Grundprinzipien sie dem Bereich des jüdischen Kultus entnimmt, wobei sie in einem zweiten Schritt diese Prinzipien sprach- und handlungstheoretisch reformuliert, um sie für die aktuelle politische Situation nach dem Ersten Weltkrieg in ein Modell von Gemeinschaft zu übersetzen. Sigmund Freud wiederum nutzt Erkenntnisse aus der Ethnologie, um sie psychoanalytisch neu zu deuten. In *Totem und Tabu* (1912/13) analysiert er beispielsweise, wie in primitiven Trauer Ritualen das Verbot, den Namen des Verstorbenen auszusprechen, dazu führt, »den Namen des Verstorbenen unmittelbar nach seinem Tode zu ändern«. ¹⁷ Der »alte« Name, zum tabuisierten Wortgeist stilisiert, wird fortan gerade aufgrund seiner Verdrängung mit einer Energie potentieller Wiederkehr ausgestattet, die sogar zu Krankheit, Tod oder Verderben führen kann – Mechanismen, die auch in modernen Gesellschaften ihren Spuk treiben.

¹⁷ Sigmund Freud, *Totem und Tabu* (1912/13), in: ders., Studienausgabe, hg. von Alexander Mitscherlich u. a., Frankfurt am Main: Fischer 1969 ff., Bd. IX, S. 287–444, hier S. 345–346.

Die in diesem Band versammelten Beiträge suchen nach Spuren solcher Transgressionsbewegungen. So unterschiedlich die einzelnen hier vorgestellten Positionen und Projekte auch sind, sie lassen sich doch allesamt als Reaktionen auf ein modernes Sprachverständnis lesen, in dem selbst der Name – und das heißt zunächst: der Eigenname, dann aber auch Gattungsname und Stoffname – nur noch als besonders schwierig zu bestimmender Spezialfall und Funktion, d.h. als Zugriffsindex einer Informationsmenge, innerhalb einer auf die Logik von Aussagen beschränkten Konzeption von Sprache gelten darf. So gesehen widmen sich die in diesem Band versammelten Beiträge den Kehrseiten moderner Sprachtheorie, für die spekulative Namensphilosophie und Onomatopoetik stellvertretend stehen können. Ausgehend von der Rolle des Namens als sprachtheoretisches Konzept in philosophischen, literarischen und politischen Texten der Moderne, werden mit Benennung, Verehrung und Wirkung drei Dimensionen des Namens untersucht.

Über den Nominativ (Nennung) und den Vokativ (Anrufung) werden Vorbedingungen zur Konstitution des Namens wie des Subjekts, der Namensverehrung und einer wirksamen Inszenierung des Namens geschaffen. Damit verschiebt sich die Untersuchungsperspektive von der platonischen Fragestellung, das heißt von der Aufmerksamkeit auf die Wahrheitsfähigkeit des Namens bzw. der Rede (bei Annahme eines natürlichen bzw. nicht-natürlichen Verhältnisses zwischen Wort und Ding bzw. Person) hin zur Frage nach dem Stellenwert und der Besonderheit von Namen in Sprachhandlungen und kommunikativen Prozessen insgesamt. Doch worin bestand die Attraktivität der Namenskonzepte im Einzelfall? Welche Ausprägungen erfuhren diese Konzepte *in concreto*? Und welche Effekte provozierten diese Konzepte ihrerseits?

Diese Fragen stehen im Zentrum des folgenden Bandes, der die Diskussionen der gleichnamigen Arbeitstagung vom 4.–5. Mai 2007 am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL), Berlin, weiterführt. Der Band ist Ergebnis des von der DFG geförderten Forschungsprojektes *Intensität. Wirkungskonzepte in ästhetischen und religiösen Diskursen der Moderne*. Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses dieses Projektes standen ästhetische Konzepte und literarische Praktiken, die von einer intensiven, der Sprache immanenten Wirkung ausgehen bzw. eine solche diskursiv inszenieren. Ausgangspunkt des Gesamtprojektes war zunächst die Frage, welche Rolle die Dimension der Wirkung und Wirksamkeit im Sprachdenken der klassischen Moderne spielt und inwiefern die zu beobachtende Debatte um die Wirkung und Wirksamkeit von Sprache mit einer Renaissance religiöser und mythischer Sprachmodelle verbunden ist.

Im russischen Kontext beispielsweise ist eine Reihe von sprachphilosophischen Positionen zu Beginn des 20. Jahrhunderts stark von der Tradition der Namensverehrung, der Onomatodoxie, geprägt. Diese Tradition hatte um 1913 erneut an Aktualität gewonnen, als russisch-orthodoxe Mönche auf dem Athosberg durch ihre These, Gott sei in seinem Namen selbst gegenwärtig, einen Streit auslösten, der in seinen Folgen weit über die Grenzen einer theologischen Debatte hinausging und das russische sprachphilosophische (in seinem Kern religionsphilosophische) wie das ästhetische Interesse an Fragen der Onomastik aktivierte, nunmehr auch unter explizitem Bezug auf moderne naturwissenschaftlich-technische Erkenntnisse. Ihre politische Brisanz offenbarte diese religionsphilosophische Tradition in Sowjetrußland nach 1917, vor allem im Konzept des *imjadejstvie*, das die sowjetische Politik des Namens im öffentlichen Raum sprachphilosophisch zu legitimieren schien. Sprachwirkungskonzepte, insbesondere die russischen, kulminieren in ganz bestimmten Namenskonzepten. Darin treffen sie sich unmittelbar mit jenen, die zur gleichen Zeit im deutsch- und französischsprachigen Raum entwickelt bzw. weiterentwickelt wurden. Der vorliegende Band versucht diese Koinzidenzen über eine gesamteuropäische Perspektive in den Blick zu bekommen. Die gemeinsame Forschungsarbeit hat deutlich gemacht, daß vergleichende Untersuchungen zu Namenskonzepten in der europäischen Moderne sowie überhaupt für die Zeit ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, sofern sie nicht die überschaubare Diskussion in der analytischen Philosophie betreffen,¹⁸ noch weitgehend ausstehen. Erst recht gilt dies für diejenigen Namenskonzepte, in denen sich Sprachwirkungskonzepte aus religiösen bzw. religionsphilosophischen, ästhetischen, naturwissenschaftlich-technischen und/oder politischen Diskursen kreuzen.

Dem entspricht, daß die einschlägigen Wörterbuchartikel zum ›Namen‹ in der Regel im 19. Jahrhundert und mit einem eher kurzen Hinweis auf die moderne Sprachwissenschaft enden. So heißt es beispielsweise im *Historischen Wörterbuch der Philosophie*:

Sieht man davon ab, daß dem Namen in frühen Kulturen magische Kraft zugesprochen wurde, die Macht über den Namen-Träger verlieh, so darf für die heutige Bewußtseinsstufe als Regel gelten, daß der Name in erster Linie der identifizierenden Kennzeichnung des Benannten dient. Seine Funktion besteht wesentlich darin, diakritisches singuläres Erkennungszeichen zu sein,

¹⁸ Vgl. die versammelten Beiträge in Ursula Wolf (Hg.), *Eigennamen. Dokumentation einer Kontroverse*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985.

und wenn er überdies zufällig ›sprechend‹ sein sollte, so ist das, von der Benennungsfunktion her betrachtet, eine entbehrliche Zutat.¹⁹

Es folgt zwar der Hinweis, daß neben dem Wunsch nach Wohlklang bei der Namensgebung auch »der eigentliche Sinn des Namens oder der Bezug auf einen christlichen Namens-Patron«, wie es wörtlich heißt, »meist bei Gebildeten oder Gläubigen«, beachtet wird. Und weiter heißt es:

Auch können Schriftsteller wie Th. Mann durch geschickte Namenswahl für ihre Helden dem Ausspruch ›nomen est omen‹ zu erneuter Geltung verhelfen, während im tatsächlichen Leben solche Bezüge dem reinen Zufall überlassen bleiben.²⁰

Derart offenkundige Leerstellen, die mit der fragwürdigen Behauptung einer heutigen »Bewußtseinsstufe« auch noch legitimiert werden sollen, waren für die Herausgeberinnen und den Herausgeber dieses Bandes zusätzliche Motivation für ein Vorgehen, das erst einmal zur Kenntnis nehmen und darstellen wollte, welche vielfältigen Konzeptionen des Namens gerade zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Feld der Sprachtheorie geprägt haben, welche Vorlagen dabei verarbeitet wurden, welche weiteren Felder die Auseinandersetzung erschloß und welche Anschlußmöglichkeiten diese Konzeptionen gegebenenfalls offerierten – und möglicherweise immer noch offerieren.

¹⁹ Helmut Gipper, »Name – IV. Sprachwissenschaft«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 5, Basel: Schwabe 1980, Sp. 387–389, hier Sp. 387.

²⁰ Ebd., Sp. 388. Untersuchungen zu ›sprechenden‹ Namen in literarischen Werken gibt es reichlich. Sie unterliegen allerdings oft der Gefahr, dem Namen eine bloß dekorative Funktionalität zuzusprechen. Exemplarisch für die zahlreichen Essays und Untersuchungen seien genannt: Ingeborg Bachmann, »Der Umgang mit Namen«, in: dies., Essays, Reden, Vermischte Schriften, Anhang (= Werke, Bd. 4), hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum und Clemens Münster, München-Zürich: Piper 1993, S. 238–254; Hendrik Birus, Poetische Namengebung. Zur Bedeutung der Namen in Lessings Nathan der Weise, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1978; ders., »Vorschlag zu einer Typologie literarischer Namen«, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 17 (1987), Heft 67: Namen, S. 38–51; Iris Denneker, Von Namen und Dingen. Erkundungen zur Rolle des Ich in der Literatur am Beispiel von Ingeborg Bachmann, Peter Bichsel, Max Frisch, Gottfried Keller, Heinrich von Kleist, Arthur Schnitzler, Frank Wedekind, Vladimir Nabokov und W. G. Sebald, Würzburg: Königshausen & Neumann 2001; Dieter Lamping, Der Name in der Erzählung. Zur Poetik des Personennamens, Bonn: Bouvier 1983; Henning Thies, Namen im Kontext von Dramen. Studien zur Funktion von Personennamen im englischen, amerikanischen und deutschen Drama, Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang 1978; Vladimir Nikonov, »Imena personažev«, in: Poëtika i stilistika ruskoj literatury, hg. von M. Alekseev, Leningrad: Nauka 1971, S. 407–419; F. N. Dvinjatin, »Iz zametok po poëtike imeni (Kuročkin, Dostoevskij, Mandel'stam, Nabokov)«, in: Tat'jana Nikolaeva, Vjačeslav Ivanov, Vladimir Toporov u. a. (Hg.), Imja. Semantičeskaja aura, Moskva: Jazyki slavjanskich kul'tur 2007, S. 256–270.